

Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

# Bragi Ólafsson Der Botschafter



## BRAGI ÓLAFSSON DER BOTSCHAFTER

hvorugur möguleikinn muni hafa áhrif á þetta verk efni Sturlu sem framundan er; að sinna þessu plómatíska venjurétti, eins og það er orðað í uterri þessu þonustunni: þeirri hefð sem felst í því að þegar sendi þessu þjóðar sem kemur til starfa hjá annarri þjóð hefur að senda þessu þáðarbréf sitt – bréf sem í tilviki Sturlu er hann sjálf þessu sem hann hefur þegar afhent með því að mæta þessu þessu – ber honum að heilsa upp á aðra erlenda sendi þessu í landinu, sem eru ljóðskáld hinna þjóðanna, þessu sem safnast hafa saman í heilsulindabænum Drúttarholti, og eru í augnablikinu (ímyndar Sturla sér) að delta vöngum yfir því hvers vegna íslenski fulltrúinn sé ekki mættur; og vita ekki að hann er á miðri leið, rétt nýfarinn framhjá skilti sem á stóð Dzukijos. **ROMAN S. FISCHER**

Preis €(D) 19,95 | €(A) 20,60 | SFR 28,50

ISBN: 978-3-10-055214-3

Roman, 368 Seiten, gebunden

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

## LANGE FINGER

Was am nächsten Tag geschieht, abgesehen davon, dass der Bus nach Druskininkai um zwei Uhr vom Schriftstellerverband losfährt, ist hauptsächlich, dass Sturla sich zwei neue Kleidungsstücke zulegt, die jedes für sich auf unterschiedliche Weise den Aquascutum-Mantel ersetzen. Ersteres kauft er für die Hälfte der Summe, die er fast einer Prostituierten für ihre sexuellen Dienste gezahlt hätte, bevor er gestern Abend gegen acht Uhr zurück ins Hotel kam. Letzteres stiehlt er, auf dieselbe Weise, wie er das Manuskript seines Cousins laut Brynjólfur Madsen gestohlen hat, »der verdammte Brynjólfur«, der in der isländischen Presse behauptet, ein Schulkamerad von Jónas zu sein, und der, wie Sturla kurz nach dem geplatzten Geschäft mit besagter Prostituierten auf einmal klar wurde, der Grund dafür war, dass Jónas immer wieder, fast krankhaft, Megas' Text über die Bischofstochter Ragnheiður zitierte: *Doch hört zu liebe Freunde, das ist lachhaft, aber wahr / es war der verdammte Brynjólfur, der sie befruchtete.*

Die Prostituierte war hingegen der Auslöser für eine Erfahrung, die Sturla am liebsten schon gestern Abend wieder vergessen hätte. Wie er auf die Idee kommen konnte, den Gewinn aus der Spielhalle im Skólavörðustígur dafür zu benutzen, sich die Dienste einer volltrunkenen (oder unter Drogen stehenden) Prostituierten zu erkaufen, ist ihm jetzt, am nächsten Tag, vollkommen schleierhaft. Er erinnert sich

an das fiktive Gespräch mit seinem Vater darüber, dass er nicht beabsichtige, eine Sexreise in die Baltischen Länder zu unternehmen. Er erinnert sich auch an seinen Entschluss – an das Versprechen des unzuverlässigen Sturla Jón gegenüber dem vernünftigen Sturla Jón –, sich von dem Geld, das er bei der Universität Islands gewonnen hat, etwas zu kaufen, das ihn immer an diese Reise zum Lyrikfestival erinnern wird.

Aber wäre solch ein Schäferstündchen mit der Prostituierten, die der weißrussischen Salome im Old Town Erotic Center im Übrigen sehr stark ähnelte, nicht zu der Erinnerung an die Oktobertage in Litauen geworden, die am längsten währte? Sturla hatte noch nie zuvor Bekanntschaft mit einer Frau jener Sorte gemacht, die man auch Freudenmädchen nennt, und einen Moment lang denkt er über die Worte seines Freundes Svanur nach, es sei für jeden Schriftsteller gut, sich mit jener Seite menschlicher Beziehungen (und Geschäfte) vertraut zu machen, die das zweifelhafte Vergnügen von flüchtigem Sex gegen Bezahlung darstellt, mit anderen Worten, mit dem Elend und der Tristesse, die Sturla gestern Abend in dem Hinterhof erlebt hat.

Im Augenblick freut er sich jedoch nur über die offene Bierflasche, die auf dem Tisch beim Spiegel auf ihn wartet. Während er die Flasche in seiner Hand betrachtet, ruft er sich die Begegnung mit der Frau in der Konstitucijos Straße ins Gedächtnis; aus irgendeinem Grund ist ihm der Name der Straße in Erinnerung geblieben. Dann leert er die Flasche in wenigen Zügen und spürt, wie die Kopfschmerzen, mit denen er nach einem unruhigen Schlaf aufgewacht ist, verfliegen.

Ob Svanur schon einmal bei einer Prostituierten war? Sturla wischt sich mit dem Handrücken über den Mund; er bezweifelt es. »Shy men of extreme sensibility are the born

victims of the prostitute«, diese Worte von Christopher Isherwood sind Sturla im Kopf geblieben, seit er sie im Vorwort zu Baudelaires Tagebüchern gelesen hat, und obwohl Svanur kein sehr extrovertierter Typ war und man zweifellos behaupten konnte, er verfüge über eine gewisse Sensibilität, ließ er sich keineswegs als das klassische Opfer für Prostituierte bezeichnen.

Sturla hatte sich in die Kneipe gesetzt, wo er am Abend zuvor die Schweden gesehen hatte, diese aber schnell wieder verlassen, um nicht Gefahr zu laufen, jemandem von der Lesung zu begegnen – es handelte sich schließlich um eine Kneipe, die den Teilnehmern des Lyrikfestivals empfohlen worden war, obwohl Sturla davon ausging, dass sich die Gruppe nach der Lesung eher in der Bar des Schriftstellerverbands einfinden würde, wo er persönlich immer noch nicht gewesen war. Die noch frische Erinnerung an die Bekanntschaft mit Liliya machte ihn glücklich, aber auch traurig – am liebsten hätte er sie allein getroffen und nicht zusammen mit den anderen Teilnehmern, die er nach Ende der Lesung der amerikanischen Lyrikerinnen vor sich sah, wichtigtuertisch und laut. Er gab sich damit zufrieden, Liliya am nächsten Tag zu treffen, dann würde sich auch herausstellen, ob sie immer noch so entgegenkommend war wie bei ihrer ersten Begegnung. Nachdem er sich in einer anderen Kneipe unweit der »schwedischen« Kneipe niedergelassen und eine ausreichend große Menge Bier und Kirschbrand getrunken hatte, um das Bedürfnis zu verspüren, noch etwas anderes zu erleben, als allein am Tisch zu sitzen, ließ er sich durch die Straßen der Altstadt treiben und malte sich einen Handlungsablauf aus, der aus einer immer intimer werdenden Bekanntschaft mit der weißrussischen Lyrikerin bestand, so

intim, dass Sturla, als auf einmal eine junge Frau auf ihn zukam und ihm den Preis für ihren Körper nannte, sowohl in Litos als auch in Euro, der Meinung war, zumindest im Nachhinein betrachtet, ein Geschäft mit dieser Frau sei die natürliche Fortsetzung der Phantasie, die das Umherwandern und der Alkohol in ihm ausgelöst hatten.

Gesichtszüge und Haarfarbe der Frau stimmten exakt mit seiner Erinnerung an Salome überein, während ihr Zustand und ihre Aufdringlichkeit sie eher abstoßend und gleichzeitig zu einer leichten Beute machten (wie Sturla es in Gedanken formulierte). War er selbst schon betrunken und abgekämpft, so musste diese Frau den Tag noch wesentlich früher begonnen haben als er, denn obwohl es erst kurz nach sieben war, stand sie so stark unter Drogeneinfluss, dass es schwer vorstellbar war, dass sie die angebotenen Dienste auch ausführen konnte. Dies hinderte Sturla jedoch nicht daran, Interesse zu signalisieren. Er fragte, wie viel sie für eine halbe Stunde nehme, wobei er gleichzeitig sich selbst fragte, ob er das wirklich ernst meine, und als er die Antwort erhielt, für eine halbe Stunde müsse er einen Betrag bezahlen, der in etwa fünfundzwanzigtausend isländischen Kronen entsprach, lautete seine nächste Frage, welche Leistung er denn für zehntausend Kronen bekomme. Da lachte sie – ein herausforderndes, gehässiges Lachen – und drängte Sturla, ihr in eine kleine Gasse zwischen zwei Geschäften zu folgen, einem Kinderkleidungs- und einem Fahrradgeschäft. Als es ihr gelungen war, ihn durch die Gasse zu zerren, kamen sie in einen gepflasterten Hinterhof, in dem offenbar ein Buchladen oder Verlag betrieben wurde. Dort drückte sie Sturla gegen eine Wand, die von der Straße aus nicht einsehbar war, und presste sich an ihn, ihr Gesicht so nah an seinem, dass er

trotz der starken Alkoholausdünstungen, die von ihnen beiden ausgehen mussten, einen durchdringenden Knoblauchgeruch wahrnahm. Dieser bewirkte, dass sein Verlangen, die Frau in dem schummrigen Hof das tun zu lassen, wofür er zehntausend Kronen bezahlen sollte, wie Tau in der Sonne verschwand. Er drehte sein Gesicht weg, und als die Frau ihr Bein um seine Wade schlang und ihre Hand in seinen Hosensbund schob, hatte ihm der Knoblauchgeruch schon längst den Rest gegeben. Heftig stieß er die Frau von sich und nannte sie unwillkürlich ein Miststück; er ging mit anderen Worten über sein eigenes Vokabular hinaus. Im Gegenzug packte die Frau fest in Sturlas Schritt, woraufhin er ihr völlig besinnungslos einen harten Stoß mit dem Ellbogen versetzte, sodass sie aufs Pflaster fiel. Sie schrie etwas in ihrer Muttersprache, und im nächsten Moment ging ein Fenster über dem Buchladen auf. Obwohl Sturla nicht verstehen konnte, wem die Rufe aus dem Fenster galten, schien es ihm wahrscheinlich, dass derjenige, der die Rolle des Täters in der kleinen Gewaltszene innehatte, an der er beteiligt gewesen war, der Ausländer sein musste.

Eine Viertelstunde später stieg er die Treppe im Ambassador Hotel hinauf, zwei geöffnete Bierflaschen im Arm und die sonderbar aufmunternde, einem trunkenen, fieberhaften Kontext entsprungene Feststellung im Kopf, dass sein Cousin und Dichterkollege Jónas Hallmundsson (falls man das so ausdrücken konnte) ihn indirekt vor seinem Klassenkameraden Brynjólfur Madsen gewarnt hatte, dass Jónas auf unerklärliche Weise gewusst hatte, dass Sturla in die Falle tappen und sich des ungedruckten Manuskripts, das niemand außer Brynjólfur gesehen hatte, bedienen würde. Doch wenn das stimmte, warum hatte Jónas Sturla das Manuskript dann

nicht gegeben, bevor er von der Bühne abtrat? War es denkbar, dass sein Cousin früher als geplant »davongezogen« war, wie seine von Sturla unveränderte Formulierung in der *unterrichtsstunde* lautete?

Als Sturla die zweite leere Bierflasche in den Mülleimer neben der Minibar legt, fällt ihm wieder ein, dass er gestern Abend darum gebeten hatte, den Kühlschrank auffüllen zu lassen. Wahrscheinlich hatte er sich gegenüber dem kleinwüchsigen Mann an der Rezeption unverschämt verhalten; Henryk, der als Symbol oder Vorzeichen in einer von Sturlas Versionen der Geschehnisse des gestrigen Tages der Haselnuss vom Flughafen überlegen war. Während Sturla über seine Marotte, ständig bei allen Dingen in seinem Leben nach versteckten Hinweisen zu suchen, den Kopf schüttelt, fragt er sich, was ihn nun beschützen wird, jetzt, da die Nuss, die ihm Glück bringen sollte, nicht mehr zu seinen irdischen Besitztümern zählt, jetzt, da er noch nicht einmal mehr einen vernünftigen Mantel hat, der ihm Schutz gewährt. Andererseits stellt sich die Frage, ob in seiner momentanen Lage noch Bedarf an Glückssymbolen besteht, jetzt, da die Prophezeiung bereits verkündet wurde.

Sturlas Gedanken wandern zu Liliya und er erinnert sich, dass sie, während sie sich an der Rezeption miteinander unterhielten, ein einfarbiges Seidentuch in der Hand hielt, in der anderen Hand, nicht in der, mit der sie nach seinem Arm griff. Als er gefrühstückt hat, beschließt er, sich nach einem Schal umzusehen. Er hat keine Lust, bei dem kühlen Herbstwetter mit aufgeschlagenem Jackettkragen durch die Straßen von Druskininkai zu wandern wie der verarmte Lyriker Martín Marco durch die kalten Straßen des Madrids der Franco-Zeit. Während er sich mit Celas Figur aus Mario Camus'

Film *Der Bienenkorb* über Dichter, Intellektuelle und Prostituierte vergleicht, fällt Sturla ein, dass er wahrscheinlich einen Schal in der spanischen Bekleidungskette Zara bekommt, die er gestern neben dem Hotel Novotel am Gedimino prospektas gesehen hat, schräg gegenüber der McDonald's-Filiale, die er schon fast beschlossen hatte, während seines Aufenthalts in der Stadt zu besuchen, denn er hatte im Fenster die Werbung für ein Frühstück gesehen, das dem Foto nach zu urteilen einen wesentlich besseren Eindruck machte als das, was im Hotel angeboten wurde.

Zwei Stunden später steht Sturla vor dem Zara-Laden. Er hat einen steingrauen Baumwollschal um den Hals und muss an das Geschäft Stella in der Bankastræti denken, wo er noch vor ein paar Tagen stand, in seinem neuen Mantel, der jetzt einen anderen Menschen schützt, nicht den, für den er bestimmt war. Er zündet sich eine Zigarette an, und beim Ausblasen des Rauchs spürt er, wie sich der Hefegeschmack des Biers, das er bei McDonald's getrunken hat, in seinem Mund ausbreitet. Als er Richtung Ambassador Hotel geht, mit der Absicht, sich in die Cafeteria zu setzen und ein weiteres Bier zu trinken, sieht er einen Mann in einem beigen Mantel vor der polierten Glastür des hoch aufragenden Hotels Novotel stehen. Sturla erkennt schon von Weitem – oder auf den zehn Metern, die ihn von dem Mann im Mantel trennen –, dass es sich um ein exquisites, teures Kleidungsstück handelt, zumal sein Besitzer anscheinend in dem Hotel logiert, das, soweit Sturla weiß, eines der teuersten und besten der Stadt ist, vielleicht sogar ebenjenes Hotel, das er in seinem Artikel beschrieben hat, mit Jacuzzi und einem Stoffbeutel mit Katzenzungen. Der Mann in dem Mantel ist ungefähr im selben Alter wie Sturla und hat eine schmale, dunkelbraune Lederta-

sche unter dem Arm. Die Art und Weise, wie er auf dem Bürgersteig hin und her schlendert, so als warte er auf jemanden, und den Kopf in den Nacken legt, als bade er sich an diesem trüben Tag in der Sonne, lässt auf ein großes, vielleicht gesundes Selbstbewusstsein schließen, etwas, an dem es Sturla zurzeit merklich mangelt, trotz seiner Freude über den Kauf des Schals und der fünf Biere, die er seit dem Aufwachen zur Beruhigung getrunken hat.

Er zupft seinen Schal zurecht und schaut am Hotelgebäude hoch, wobei er den Mann im Mantel aus dem Augenwinkel beobachtet. Dieser geht gerade auf zwei Frauen zu, die gut gelaunt aus dem Hotel kommen. Sie begrüßen sich auf südeuropäische Art mit drei Küsschen und spazieren dann langsam in dieselbe Richtung wie Sturla.

Die Frauen sind etwas jünger als der Mann, die eine trägt ein hellgraues Kostüm, die andere einen weißen Mantel. Eigentlich haben diese Leute nichts Besonderes an sich, abgesehen vom Mantel des Mannes vielleicht, das Sturla veranlassen sollte, sie genauer zu beobachten, aber aus irgendeinem Grund lässt er sie nicht aus den Augen und folgt ihnen. Er vermutet, dass diese gut gekleideten Leute aus Frankreich oder Italien stammen, höchstwahrscheinlich Akademiker, die mit Kunst oder Kultur zu tun haben. Kurz bevor sie bei Sturlas Hotel angelangt sind, wechseln sie auf die andere Straßenseite, so als wollten sie nicht an der schlichten Fassade des Ambassador Hotels vorbeigehen. Galeristen oder Kunsthistoriker, denkt Sturla, und es überrascht ihn nicht, dass sie vor den Bronzefiguren des Nationaltheaters stehen bleiben. Als er ebenfalls stehen bleibt, hört er, dass sie Englisch sprechen. Es sind Amerikaner; er hört die eine Frau das Wort *interesting* so aussprechen, wie andere englische Mutter-

sprachler es nie tun würden. Die Frau im weißen Mantel macht ein Foto von den beiden anderen mit dem Theater im Hintergrund, und dann gehen sie weiter Richtung Kathedralenplatz.

Das Lokal, das sie betreten, ist Sturla gestern bereits aufgefallen, und zwar aus einem einfachen Grund: Es heißt Literatu Svetainé und befindet sich im Haus Nummer eins am Gedimino prospektas. Sturla hat keine Ahnung, was das Wort Svetainé bedeutet, und beschließt, sich bei nächster Gelegenheit danach zu erkundigen.

Im Nachhinein betrachtet gibt es keine Veranlassung, sich lange damit aufzuhalten, was in dem Lokal geschieht, nachdem er den amerikanischen Kunstfreunden dorthin gefolgt ist. Er setzt sich an die Bar, bestellt ein Bier, löst den Schal um seinen verschwitzten Hals und hört, wie der Mann im Mantel (der diesen allerdings aufgehängt hat, bevor er sich mit den Frauen an einen Tisch in Barnähe gesetzt hat) geräucherten Lachs bestellt und etwas, das in Sturlas Ohren wie Kindertomatensuppe klingt; sie bitten den Kellner um einen leicht gekühlten Riesling und Mineralwasser; auf dem Bürgersteig vor dem geschmackvoll eingerichteten Lokal steht kein Bassgitarrenspieler mit Hut. Als Sturla sein halbleeres Bierglas an der Bar stehen lässt und sich Richtung Ausgang bewegt, hängen fünf oder sechs Kleidungsstücke an der Garderobe, doch als er die Tür öffnet und sieht, dass die Sonne durch die Wolken dringt, die noch vor ein paar Minuten wie eine Plastikdecke über dem Tag hingen, sind es nur noch vier bis fünf Kleidungsstücke. Sturla hatte sich viel Zeit genommen, sein Jackett vor der Garderobe zugeknöpft, sich den Schal um den Hals gewickelt – was unnötig war, da inzwischen die Sonne scheint – und seelenruhig den Mantel vom

Bügel genommen und über seinen Arm gelegt. Er hatte sofort gespürt, dass der Stoff eine ähnliche, wenn nicht gar dieselbe Oberfläche hatte wie der Aquascutum-Mantel aus der Bankastræti. Erst, als er sich dem Nationaltheater nähert, wagt er es, einen Blick auf die Innenseite des Mantels zu werfen. Dort steht mit goldener, brodierter Schrift auf einem Stück dunkelblauen Seidenstoff: *Brooks Brothers*. Und mit kleineren Buchstaben darunter: *Established 1818*.

Sturla nickt den Bronzefiguren beim Theater zu und eilt über den stark bevölkerten Bürgersteig zum Hotel. Als er die Lobby betritt, ist ihm ziemlich warm geworden, er schwitzt und hat den Eindruck, dass sein Körper den Geruch des morgendlichen Bierkonsums ausströmt. Der Skandinavier, den er zuvor mit Teetasse und Zigarettentabak gesehen hatte, sitzt in der Cafeteria am selben Tisch wie beim letzten Mal, und als Sturla seinen Kopf durch die Glastür steckt, entdeckt er Liliya in Gesellschaft einiger Leute weiter hinten im Saal. Sie trägt eine Art rotes Schnupftabaktuch um den Kopf. Sturla hastet durch den Flur zur Treppe, nickt dem jungen Mädchen an der Rezeption zu, das er noch nie gesehen hat, und das Erste, was er in seinem Zimmer tut, ist, in den Mantel zu schlüpfen und sich vor den Spiegel zu stellen.

Unglaublich, denkt Sturla, wie sehr der Mantel des Amerikaners meinem eigenen ähnelt.

Seinem eigenen?

Der Mantel des Amerikaners?

Wem gehört welcher Mantel? Welcher Mantel ist in wessen Besitz?

Und was hat er getan? Wie viele Minuten sind vergangen, seit er den Amerikanern in das Restaurant mit dem literarischen Namen gefolgt ist? Plötzlich steht er im Zimmer Num-

mer 304 im Ambassador Hotel, aus dem er, wie ihm ebenso plötzlich klar wird, schon längst ausgecheckt haben sollte; er wird Vilnius binnen Kurzem verlassen und aufs Land fahren – mit einem eleganten, beigefarbenen Mantel, den er aus der Garderobe eines Restaurants gestohlen hat. Und er hat noch nicht einmal nachgeschaut, ob etwas in den Manteltaschen ist.

Ist dort etwas?

Er steckt die Hände in die Seitentaschen und zieht aus der einen zwei zusammengerollte Scheine, insgesamt zwanzig Dollar, und aus der anderen einen gefalteten Zettel mit dem Briefkopf des Mabre Residence Hotels. Auf dem Zettel stehen ein paar Namen und Sätze in Anführungszeichen, die Sturla nicht liest. Als er jedoch die linke Innentasche untersucht, ertastet er festeres Papier, das sich als zwei kleine Heftchen entpuppt, eins mit dem wohl bekannten Namen Daniella Goldblum und ein zweites, das er einen Moment lang wie hypnotisiert anstarrt, mit dem Namen der Frau aus Kansas: Jenny Lipp. Unter den Namen steht jeweils *Three Poems*, und als Sturla Jennys Heft aufschlägt, sieht er eine Widmung für den Besitzer des Mantels mit dem Datum von gestern; die übrige Schrift der Lyrikerin ist schwer zu entziffern.

Drei Fragen wirbeln ihm durch den Kopf: Ist die Frau in dem Kostüm Jenny oder Daniella? Ist die andere Frau, die in dem weißen Mantel, Daniella oder Jenny? Und fahren diese Leute nach dem Essen, das ihnen wahrscheinlich just in diesem Moment serviert wird, nach Druskininkai?

Der Bus soll in einer guten Stunde abfahren.

Ist es möglich, dass Jenny Lipp im Hotel Novotel absteigt, wenn sie von Kaunas nach Vilnius kommt? Soweit Sturla weiß, sind alle ausländischen Festivalgäste im Ambassador

Hotel untergebracht, oder zumindest in Hotels einer ähnlichen Preiskategorie, aber es ist durchaus denkbar, dass eine amerikanische, in Litauen lebende Lyrikerin sich von der Gruppe abheben möchte, indem sie ihr Hotel selbst wählt und auf diese Weise ihre Zugehörigkeit zum Land unterstreicht. Doch trotz der Tatsache, dass der selbstbewusste Amerikaner mit der braunen Ledertasche sozusagen denselben Mantel anhatte wie Sturla, sogar in derselben Größe (ein glücklicher Zufall), hält Sturla es für unwahrscheinlich, dass er Lyriker ist. Eigentlich findet er seine allererste Erklärung am Wahrscheinlichsten, dass die drei mit Kunsthandel zu tun haben, möglicherweise Antiquitäten, dass sie von der amerikanischen Botschaft zur gestrigen Lesung ihrer Landsleute eingeladen wurden und Jenny und Daniella sich so darüber freuten, *fellow Americans* zu treffen, dass sie ihnen die kleinen Heftchen (aus Anlass des Festivals gedruckt) mit einer Widmung schenkten.

Um den Disput mit sich selbst über die Berechtigung, den Mantel eines anderen Mannes mitzunehmen, abzuschließen, versichert sich Sturla, dass ein Mann, der im Mabre Residence Hotel absteigt, was wahrlich nach ein paar Klassen über dem Ambassador klingt (auch wenn der Name Ambassador Hotel zunächst auf einen gewissen Luxus schließen lässt), sich von einem solchen Unglück nicht aus der Ruhe bringen lässt – ganz im Gegensatz zu ihm selbst –, dass die einzige Unannehmlichkeit für diesen Mann eventuell darin besteht, in den USA einen neuen Mantel zu bestellen. Aber dazu muss es nicht unbedingt kommen, denn dem Bild nach zu schließen, das Sturla von der vielfältigen Geschäft- und Warenauswahl in Vilnius hat, ist es durchaus denkbar, dass Produkte des Herstellers, dessen Name in den Seidenstoff

im Mantelfutter eingenäht ist, in Litauen erhältlich sind. Sturla hat im Augenblick keine Lust, noch einmal nachzuschauen, wie der Hersteller heißt, denn er steht mit ausgestreckten Armen vor dem Spiegel und probiert den Mantel an.

Er nimmt einen Schluck aus der Whiskyflasche, doch seinem Gesichtsausdruck im Spiegel nach zu urteilen, ist das Getränk zu hochprozentig für diese Tageszeit, und während er sich mahnt, so schnell wie möglich zu packen und auszuchecken, zündet er sich eine Zigarette an, holt sich ein Glas Wasser aus dem Bad, reichert es mit einer Spur Whisky an und beschließt nach kurzem Nachdenken, den Mantel ganz unten in den Koffer zu legen. Der Schal muss erst einmal reichen, zumindest, bis er sich davon überzeugt hat, dass der Besitzer des Mantels – der ehemalige Besitzer – nichts mit dem internationalen Lyrikfestival zu tun hat, das laut Programmheft um sechs Uhr nachmittags in irgendeinem Vorlesungssaal in Druskininkai beginnen soll.

Bevor er die Zimmertür zumacht, betrachtet er den Fleck auf dem Teppich, kann aber nicht feststellen, ob er kleiner geworden oder getrocknet ist. Das Auschecken dauert nicht lange, und als er mit seinem Gepäck in die Cafeteria kommt, sieht er Liliya immer noch am selben Tisch sitzen, aber es ist nur noch eine Person bei ihr: ein Däne, schätzungsweise um die sechzig, den Liliya, falls Sturla richtig hört, als Roger vorstellt, ein Name, den er nicht in der Übersicht über die Festivalteilnehmer gesehen hat.

»And this is Sturla Jón from Iceland«, sagt Liliya zu dem Dänen. Sturla zweifelt nicht im Geringsten daran, zwischen den Zeilen herauszuhören, wie froh sie ist, ihn wiederzusehen.

Obwohl Sturla von Liliyas Kopfschmuck, dem dunkelroten Schnupftabaktuch, nicht gerade begeistert ist, beruht ihr unausgesprochenes Gefühl auf Gegenseitigkeit; er ist froh, sie wiederzusehen; er weiß, dass er nach allem, was passiert ist, den Halt eines Menschen wie Liliya braucht. Als er sich gerade fragt, ob alle Weißrussinnen Schleier oder Tücher tragen, ruft Liliya nach der Bedienung und gibt ihr, indem sie auf die halbleeren Biergläser auf dem Tisch zeigt, zu verstehen, dass sie noch drei bestellen möchte. Dann fragt sie, nach der Vorbemerkung, sie habe Sturla schon gestern danach fragen wollen, ob sie die erste Weißrussin sei, der er begegne.

»Ich bin nämlich die erste Weißrussin, der Roger je begegnet ist«, fügt sie hinzu, und der graubärtige Däne, der ständig zu nicken scheint, so als erkläre er sich andauernd mit etwas einverstanden, bekräftigt Liliyas Worte, er habe, so weit er wüsste, noch nicht einmal Weißrussen im Fernsehen gesehen.

»Nein, ich bin sogar gestern einer Weißrussin begegnet«, antwortet Sturla, der sich nicht sicher ist, ob der Däne mit seiner Behauptung über das Fernsehen einen Witz machen wollte.

»Ach, und wer war das?«, fragt Liliya gespannt.

»Sie heißt Salome.«

»Ein merkwürdiger Name für einen Menschen aus Weißrussland«, sagt Liliya, und nicht nur Sturla wundert sich darüber, dass sie das Wort *human being* für Mensch benutzt; ihr dänischer Kollege hört einen Moment auf zu nicken und wirkt genauso erstaunt.

Als Sturla gerade denkt, dass der Mensch Salome wohl kaum auf die Idee kommen würde, sich die Schleier so wie Liliya um den Kopf zu binden, klingelt das Handy in seiner

Brusttasche. Er entschuldigt sich bei seinen Tischnachbarn, holt es heraus und geht ran.

Es überrascht ihn nicht, dass es sein Vater ist.

»Ich dachte, du wolltest gestern zurückrufen«, sagt Jón und erklärt, er sei wirklich besorgt gewesen. Während sich Liliya ein wenig vorbeugt und mit Zeigefinger und Daumen über Sturlas Schal streicht, antwortet er seinem Vater, er habe gestern Abend zurückrufen wollen, sei aber wider Erwarten bei einer ausgelassenen Feier mit seinen Festivalkollegen gelandet (wie er es ausdrückt) und habe daher alles andere vergessen.

»Ich habe es satt, nochmal zu wiederholen, was ich dir gestern schon gesagt habe«, beschwert sich Jón, und sein anklagender Tonfall veranlasst Sturla dazu, aufzustehen und sich bei Liliya und dem Dänen zu entschuldigen. Er eilt Richtung Ausgang in die Lobby.

»Heute steht es auf der ersten Seite«, fährt Jón fort, und Sturla fragt, was denn auf der ersten Seite stehe.

»Mit demselben Foto wie gestern, nur diesmal auf der ersten Seite.«

»Das mit der Schirmmütze?«

»Ja, das mit der Schirmmütze.«

Was Sturla am meisten entsetzt, als sein Vater den Aufmacher vorliest und die Berichterstattung »dieses Schmierblättchens« über sein neu erschienenes Buch kommentiert, ist, dass er, Sturla Jón Jónsson (Lyriker), nicht nur angeblich die Gedichte seines Cousins geklaut hat, sondern dass sein Cousin selbst skrupellos von anderen Dichtern geklaut haben soll, nicht zuletzt von Dagur Sigurðarson, dem isländischen Lyriker, den Jónas am meisten schätzte. Der Unterschied zwischen Jónas' und Sturla Jóns Methode sei jedoch,

dass sich Ersterer nicht dafür schäme, sich hier und dort bedient zu haben, er habe es Brynjólfur gegenüber sogar zugegeben und außerdem nie die Absicht gehabt, die Gedichte zu veröffentlichen. Sturla hingegen sei so »geknickt« wegen seines Diebstahls, dass er nicht nur den Mantel des Schweigens darüber breite, sondern vorziehe, außer Landes zu sein, um sich nicht rechtfertigen zu müssen. Das Schweigen werde aber umso lauter, da die Besitztümer, die Sturla aus dem Nachlass seines Cousins entwendet habe, ihrerseits größtenteils gestohlen gewesen seien.

Sturla fragt seinen Vater, ob es nicht ziemlich merkwürdig sei, dass eine Zeitung wie diese sich plötzlich für moderne Lyrik interessiere.

»Das ist die Zeitung, die behauptet, Nachrichten müssten unterhaltsam sein«, entgegnet Jón und fügt hinzu, das Blatt habe sogar selbst begonnen, zu dichten, eine Zwischenüberschrift des Artikels laute *Die langen Finger des Lyrikers*.

»Und dass das Schweigen lauter wird, stammt aus *Selbstmord* von Dagur Sigurðarson«, sagt Sturla. »Dann hängt also heute in allen Supermärkten des Landes ein Foto von mir als skrupelloser Plagiator?«

»Ich war heute noch nicht in allen Supermärkten des Landes«, antwortet Jón. Aus der Antwort meint Sturla herauszuhören, dass sein Vater dem, was die Aufmacher der Tageszeitungen den Leuten vorgaukeln, Glauben schenkt.

»Aber du kannst es dir im Internet anschauen«, fährt Jón fort. Dann fügt er hinzu, Sturlas Verleger Gústaf habe ihn gestern Abend angerufen und darüber unterrichtet, dass Brynjólfur Madsen Sturla kontaktieren wolle; der Mann be-reue die Art und Weise, wie über die Sache berichtet werde,

und dass er sofort an die Presse gegangen sei; das habe er allerdings schon vor Veröffentlichung des letzten Artikels gesagt, sodass er, falls seine Reue ehrlich gemeint war, anscheinend keinerlei Einfluss darauf habe, was die Zeitung schrieb. Laut Gústaf wolle Brynjólfur Sturla die Sache erklären und ihm außerdem etwas über Jónas erzählen, etwas über dessen letzten Tage, das er Hallmundur und Þeba nicht sagen könne, was auch immer das heißen mochte.

»Das ist ja fast zuviel der Güte für einen einzelnen Menschen«, entgegnet Sturla.

»Ehrlich gesagt: Es sieht nicht gut für dich aus«, sagt Jón. Sturla, der Richtung Hotelausgang schaut und versucht, sich einzureden, keine Gedanken mehr an die isländischen Medien zu verschwenden, bittet seinen Vater, kurz am Apparat zu bleiben, er werde die Rezeptionistin nach der E-Mail-Adresse des Hotels fragen. Anschließend diktiert er Jón die Adresse und sagt dann, er müsse jetzt auflegen, er sei auf dem Weg zu »diesem Festival, das ja wohl der Grund ist, warum ich überhaupt hier bin«.

Doch der einzige Weg, dessen sich Sturla im Moment sicher ist, ist der Weg von der Rezeption in die Cafeteria. Liliya ist vollauf damit beschäftigt, dem Dänen etwas zu erklären, und so sehr er sich auch freut, sie zu sehen – zumindest erhellt sie einen Teil seiner düsteren Gedanken –, desto mehr gehen ihm die Kopfbewegungen des Dänen plötzlich auf die Nerven. Er stellt sich vor, wie der graubärtige Mann nickt, wenn er von seiner Frau ausgeschimpft wird, und ertappt sich dabei, die Frau dieses zustimmenden Dichters zu bemitleiden, von dem er nichts weiß, außer, dass er einen Ehering am Finger trägt, Roger heißt und zusammen mit anderen mittelmäßigen Dichtern auf dem Weg nach Druskininkai in Li-

tauen ist, weil er nichts dafür bezahlen muss, weder für die Fahrt, noch für den Aufenthalt.

»Ich erzähle Roger gerade von dem Restaurant, in dem ich gestern nach der Lesung war«, sagt Liliya, und Roger nickt Sturla zu, mit einem Zug um den Mund, so als habe er soeben eine großartige Entdeckung gemacht.

Wie zu erwarten, erklärt Liliya, das besagte Restaurant sei das, welches Jokūbas empfohlen habe, er habe später sogar persönlich vorbeigeschaut, um sich davon zu überzeugen (erinnert Sturla als Ergänzung zu Liliyas Beschreibung), dass sein Bruder seinen Freunden vom Lyrikfestival eine ausgesuchte Behandlung zuteil werden lässt.

»Stand da zufällig ein Straßenmusikant mit einer Bassgitarre vor dem Lokal?«

»Nein, nicht, dass ich wüsste. Aber ich muss Ihnen unbedingt irgendwann mein Café in der Pilies Straße zeigen. Wenn wir aus Druskininkai zurück sind.« Sie fragt Sturla, ob er unmittelbar nach ihrer Rückkehr vom Land zurück nach Island fahre.

Obwohl Sturla sich große Mühe gibt, ihr ausführlich zu antworten, er habe noch einen ganzen Tag in Vilnius zur Verfügung, wenn sie aus Druskininkai zurück seien, und fliege erst am nächsten Tag nach Hause, scheint Liliya seinen Ausführungen keine große Beachtung zu schenken und ist in Gedanken offenbar immer noch bei dem Restaurant von gestern Abend. Als sie beginnt, das Essen zu beschreiben, unterbricht Sturla sie höflich und fragt sie und Roger, wie die Lesung im Schriftstellerverband gewesen sei. Der Däne beurteilt die Lesung auf seine stille Weise positiv, und Liliya sagt, ihr hätten die Gedichte einer amerikanischen Lyrikerin, Kelly Franesca, sehr gut gefallen, sie hätten sie an eine kana-

dische Lyrikerin erinnert, die sie gut kenne, Dora Mistral, die auch einige ihrer eigenen Texte übersetzt habe, darunter *Piliess Straße*, das Sturla wiederum von Doras Version übersetzt habe. Außerdem hätten einige Zeilen aus einem Gedicht von Jenny Lipp sie an Sturlas *unterrichtsstunde* erinnert, sie sei, betont sie, immer begeisterter von diesem Gedicht, je länger sie darüber nachdenke, der Vergleich mit dem Vulkanausbruch gefalle ihr ausgesprochen gut, sie finde, solch einer lyrischen Übung (so formuliert sie es: *poetic exercise*) müsse eine gewisse Tiefe zugrunde liegen.

»Vielen Dank«, sagt Sturla (der sich eingesteht, nicht genau zu wissen, wie er Liliyas Worte verstehen soll). Anstatt ihrer Bitte zu folgen und sich an den Tisch zu setzen, sagt er, er müsse vor der Abfahrt noch etwas erledigen, ein Telefonat auf seinem Zimmer führen und würde in einer Viertelstunde, »a quarter of an hour«, vor dem Schriftstellerverband zu ihnen stoßen.

Der Däne er bietet sich, Sturlas Koffer mitzunehmen, er selbst habe nur wenig Gepäck, aber Sturla lehnt dankend ab, er brauche ein paar Unterlagen aus dem Koffer für sein Telefonat nach Island. Entgegengesetzt zu den Kopfbewegungen des Dänen bewegt Sturla seinen Kopf im Geiste in horizontaler Richtung, während er sich selbst dabei zuhört, wie er dem fremden Mann erklärt, warum er seinen Koffer bei sich haben will. Er trinkt sein Bier aus, und als er sich von Liliya und dem Dänen verabschiedet, achtet er darauf, seinen Abschiedsgruß nicht so wirken zu lassen, als solle er einen längeren Zeitraum überbrücken als jene Viertelstunde, von der er sprach.

»Haben Sie noch ein freies Zimmer?«, fragt er anschließend die Frau an der Rezeption, dieselbe, die kurz zuvor seinen Schlüssel entgegengenommen hat.

Die Frau schaut Sturla misstrauisch an. »Aber haben Sie nicht gerade erst ...?«

»Doch«, antwortet Sturla. »Und jetzt will ich wieder einchecken.«